In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 3. Posen, den 26. Juni 1927. Nr. 3.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Es gab zwei todeinsame Menschenkinder in dem verlorenen Bergdorf auf dem Wald, einen Mann, der der Welt den Rücken gewandt, und ein Kind, das von ihr beiseite geschoben war. Um die beiden Verlassenen klapperte der geschäftige Werktag mit seinem Lärm, seiner unbegreiflichen Wichtigkeit, seiner ganzen nüchternen Zufriedenheit.

Zum Beispiel sollte die große Wäsche gewaschen werden. Die Gotte stellte mit ihrer Freundin, der Glaserfine, lange Betrachtungen und Mutmaßungen über das Wetter an. Man hängte das nasse Linnen auf — und dann regnete es, und alles mußte abgenommen und auf den Speicher getragen werden. Am Abend war man todmüde, und die Gotte schnarchte wie ein Sägewerk zufrieden die ganze Nacht im Bewußtsein erfüllter Pflichten.

Der Lehrer war ein abseitiger Mann. Das Margritli betrachtete ihn manchmal, wenn die Gotte über irgend ein häusliches Ungemach jammerte und seinen Rat verlangte, den sie dann doch niemals befolgte. Sie fragte sich, ob er wohl überhaupt zuhöre; er sah eigentlich so aus, als denke er an ganz etwas anderes. Einmal, als sie ihn so offenen Mundes anstarrte, schaute er ihr plötzlich ganz wach und mit einem kleinen Lächeln in die Augen, als wollte er sagen: „Gelt — ich und du!“ Da senkte sie schnell den Kopf, denn dieses Einverständnis war ein köstliches Geheimnis, das die Gotte nicht wissen durfte!

Die Gotte hatte viele Urteile über den Lehrer auf der Pfanne. Er war aus Wolkenkuckucksheim. Oder ein Phantast. Oder ein unpraktischer Gelehrter. Oder einfach, wenn sie zornig war — ein Kamel. Und sie hatte immer recht und doch wieder in einem andern Sinn unrecht. So war's ohne Zweifel ärgerlich, daß sie die Bodenkammern nicht benutzen durfte, weil sie von unten bis oben voll von Schäften standen, auf denen Mappen lagen — „mit Heu!“, wie die Gotte meinte. Es waren aber getrocknete Pflanzen, die von großem Wert waren und nicht einstauben durften. Also hatte sie auch wieder nicht recht, und so war es meistens. Jedes Ding bekam ein ander Gesicht, je nachdem man es mit den Augen der Gotte oder mit denen des Lehrers anschaute.

Die Pflanzen hatte der Lehrer nicht alle selbst gesammelt. Sie wurden ihm aus aller Herren Länder zugeschickt. Die Gotte rümpfte allemal die Nase, wenn so ein Paket kam, und wunderte sich, daß es noch mehr solcher Narren gebe wie ihren Bruder, die das „Zeugs“ sammelten. Sie wußte auch nicht viel von dem, was er in seinem Zimmer trieb. Sie durfte es nicht betreten, und nur, wenn der Staub fingerdick lag, dann wagte sie einen gewaltsamen Einbruch und feierte ein Putzfest, daß die Motten flogen. In solchen Tagen lief der Lehrer herum, als solle er gekreuzigt werden. Dann nahm er das Margritli bei der Hand und sagte: „Komm, Kind, wir wollen auswandern, bis der Greuel vorübergezogen ist und die Wasser sich verlaufen haben.“ Margrit ging freundlich mit ihm, doch in diesem einen Stück war sie eigentlich auf seiten der Gotte. Der Lehrer aber jammerte noch tagelang um dieses oder jenes Schriftstück, das seine Schwester ihm „verräumt“ hatte, und war erst glücklich, wenn wieder alles hübsch durcheinander lag.

Da lernte das Margritli ihm ab, wo er seine Dinge verwahrte, denn es war ein System in seinem Durcheinander. Sie wischte mit behutsamen Fingerlein den Staub von allen Sachen und ordnete alles genau, wie es gewesen war. Hob auch die Papierabfälle und Streichhölzer auf und wagte wohl gar, ein Blumensträußlein auf seinen Schreibtisch zu stellen. Er litt ihr lautloses Treiben nicht ungern, und allmählich gefiel's ihm selbst besser in einem reinlichen Stübchen als in einem verstaubten.

Ganz langsam gewann das Kind einen tieferen Einblick in des merkwürdigen Mannes Wesen und Tun als irgend eine Menschenseele sonst da oben. Er zeigte ihr wunderfeine Flechten, die auf dünnen Stengelein purpurne Becher trugen oder graugrüne Glöckchen oder viel zierliche Schüsselchen. Oder solche, die wie Greisenbart aussahen und die Tannwälder mordeten. Oder solche, die der menschlichen Lunge glichen und von den Hergatingern für Lungenkranke gesammelt und zu Tee gekocht wurden.

„Weil sie nämlich aussehen wie Lungen, denken die Leute, der liebe Gott habe sie so geformt, um ihnen einen Fingerzeig zu geben, daß sie für kranke Lungen gut seien.“

„Ist es denn nicht so?“

„Ach, bewahre! Die Menschen nehmen sich viel zu wichtig. Immer meinen sie, die ganze Welt sei für sie geschaffen. Das Lungenkraut breitet sein feines verästeltes Blattwerk aus zur eigenen Freude.“

Als der Lehrer einmal fast mit Lebensgefahr ein Flechtenstück von einem steil über einen Abgrund hängenden Felsstück losgeklaubt hatte und es ihr zeigte, stolz wie ein Jäger auf eine seltene Beute, da fragte sie: „Was bedeutet das nun alles? Und warum sucht Ihr diese Pflanzen?“

Er schaute sie an, wägend, wieviel Wahrheit sie fassen könne, und sagte dann halb zu sich selbst: „Es bedeutet: dem Ewigen dienen.“

„Dem Ewigen? Ist das der Herrgott?“

„Nein. Nicht, wie du meinst. Und doch wieder — in einem höheren Verstand — ja.“

Das Margritli fragte nicht weiter, und der Mann vergaß das Gespräch, bis zu jenem Abend, wo es in sein Zimmer geschlüpft kam, um ihm gute Nacht zu wünschen. Ernsthaft blickte es auf die beschriebenen Blätter auf seinem Tisch. Als er, etwas gestört durch ihre Gegenwart, aufschaute, sah er in zwei dunkeltiefe, glaubende Kinderaugen.

„Ist das auch für den Ewigen, was Ihr da schreibt?“

„Für d a s Ewige,“ verbesserte er.

„Für d a s Ewige,“ wiederholte es ehrfurchtsvoll.

„Ja.“

Es gibt Augenblicke, wo sich Seelen grüßen, über Alter und Schranken hinaus. Josias Firnhalder strich mit der Hand über das Köpfchen, das sich andächtig über seine Arbeit geneigt hatte. Das Kind seufzte tief auf und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer.

Der Herr Pfarrer gab in der Kirche die Kinderlehre. Und er sagte, daß man Haß mit Liebe, Feindschaft mit Güte, Bosheit mit Sanftmut überwinden müsse. Schon viele Jahre hat er das den dicken Bauernschädeln gepredigt, aber ohne viel Erfolg, denn die Herzen der Waldleute sind nicht so leicht zu rühren. Es gedeiht ein hartes Geschlecht da oben, der Kampf mit Schloßen, Schnee und Ostwinden hat es so gemacht. Ein wenig mutlos ist er geworden, der Pfarrer, ein wenig gleichgültig. Er richtet ja doch nichts. — —

Zum erstenmal aber geht in einem Herzen unter seinen Worten ein heißes Wollen auf. Margrit will's versuchen, zu tun, wie der Herr Jesus sagt. Bei der Gotte anfangen, die ihr kein gutes Wort gibt den ganzen Tag. Und bei den Kindern, die sie Rotkopf schelten und sie nicht mitspielen lassen, wenn sie Fanges oder Versteckes spielen.

Und sie versucht es. Nie hat ein heißeres Herz gegen kälteres Eis geglüht. Sie steht vor einer Wand und kann nicht durch. Sie verschenkt ihre armen kleinen Schätze, ihre Hauchbildchen, ihre Lesezeichen, ihre Bandfestchen, aber sie tauscht kein freundliches Lächeln dafür ein. Einmal fragt sie ihre Schulkameradin Herriegel: „Ist's darum, daß ihr wüst zu mir seid, weil ich ein Rotes bin?“

„Nein, darum nicht allein. Du bist halt kein Hiesiges. Und dann ist's auch, weil dein Vater sich umgebracht hat. Und überhaupt bist du eine vom Schwanderhof. Die sind alle nix.“

„Weil mein Vater —?“ Das Herz steht Margrit still.

„Er ist doch in den Rhein gegangen, damit sie ihn nit eingesperrt haben. Und in den Himmel kommt er auch nit, weil es eine zu große Sünd' ist, sich umzubringen. Darum muß er in der Höll' sein alle Ewigkeit.“

„Das lügst du aber ganz sicher, Herriegel! Ich hätt's nicht gedacht, daß du so ein böses, verlogenes Ding bist!“

„Hör' einer die Lauskrott!“ zetert die Herriegel in sittlicher Entrüstung. „Jetzt sagt die, ich lüg', wo es doch schon längst heraus iß, was sie für eine ist, und daß sie nur da oben ist, weil sie sich drunten nit in der Schul' sehen lassen darf und —“

Ehe sie noch mehr schmutziges Spülicht über Margrit ausgießen kann, ist die ihr schon in jäher Wut an den Hals gesprungen. Ihre Augen schillern grün wie die einer Katze, ihre Finger krallen sich der Feindin um den Hals. Röchelnd taumelt die Angefallene zu Boden, und alsbald stürzt eine ganze Meute von Buben und Mädchen auf Margrit, reißt sie von ihrem Opfer los und spendet ihr reichlich Fußtritte und Faustschläge, so daß sie in ihrer Angst schreit wie ein Tier in Todesnot.

Ein paar Bäuerinnen gehen vorüber und stiften Ruhe. Blutig und staubig springt Margrit auf und flüchtet sich ins Schulhaus, in einen dunklen Winkel auf dem Speicher und starrt vor sich hin. Wenn da nur ein Wasser wär', ein großes, tiefes Wasser, sie spränge hinein und hätte Ruh'!

Sie weint in ohnmächtiger Wut und in einer großen Verzweiflung. Sie hätte gern fragen mögen, ob es wahr ist, was die Herriegel vom Vater gesagt hat, daß er sich umgebracht habe und nun in der Hölle brennen müsse in Ewigkeit.

Aber wen? Die Gotte kann sie doch nicht fragen. Den Lehrer? Ja, den! Sobald sie sich ein Herz fassen kann.

Aber sie weiß ganz gut, daß sie es niemals wagen wird. Sie hat eine viel zu große Scheu vor ihm. Sie muß alles für sich behalten und allein verwürgen.

Wenige Schritte weit ist das Zimmer, in dem Josias Firnhalder sitzt und arbeitet. Die kleinsten Geheimnisse des geringsten Pflänzleins erforscht er mit Lupe und Mikroskop.

Und in dem finstern Speicherwinkel kauert ein kleines Menschenkind und kämpft mit seinem ersten, großen Schmerz.

Nur eine Tür ist zwischen ihnen.

Niemand tut sie auf.

„Wie ist das — tot?“

„Wie kommst du darauf?“

„Ich weiß nicht, wie.“

Sie sitzen auf einem vorspringenden Felsstück und schauen in die Täler, der Mann und das Kind. Weit unter ihnen liegen Häuser und Menschen. Ueber ihnen ziehen weiße, geballte Wolken an einem blaßblauen Himmel hin.

„Du hast es ja vom Pfarrer gehört in der Kinderlehre. Der Leib stirbt, und die Seele geht zu Gott.“

„Die Seele — ist das, was denkt und weint?“

„Ja.“

„Weiß die Seele, wenn sie bei Gott ist, ich meine, weiß sie noch, was hier, wie sie, was auf Erden —“ sie stockt. Sie kann das Unsagbare nicht in Worte bringen.

„Der Pfarrer sagt, sie ist in der ewigen Herrlichkeit.“

„Ja. Aber was sagt Ihr?“

„Ich sage, sie ist in der ewigen Ruh'.“

„Ist das was anderes?“

„Leg dich einmal zurück und schau die Wolken an, die da hintreiben. Ganz lang. Sieh, da schwimmen sie so, und wenn sie schwer von Wasser sind, dann regnen sie. Und sonst baden sie im Licht und gleiten — gleiten. — Schau, so ein Wölkchen, das hat's gut. Es braucht nicht leiden, nicht lieben, nicht hassen, nicht wollen, es hat Frieden. So ist's, wenn man in der ewigen Ruh' ist.“

„So wie das Wölkchen?“

„Ja.“

Das Margritli ist ganz still. Es geht eine Lindigkeit von dem Lehrer aus, die ist wie ein guter Trost auf eine schwärende Wunde.

„Wenn aber einer böse war und eine Sünde getan hat, eine ganz arge, dann kommt er in die Hölle und in die ewige Qual, sagt der Pfarrer, und so steht's im Katechismus. Ist das wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Sauregurkenzeit und Seeschlange.

Von D. Tick.

Wenn um diese Zeit, in der es in Europa schön sommerlich warm ist, ein Reisender in der fernen, kobaltblauen Südsee die Seeschlange entdecken würde, so — würde ihm das gar nichts nützen. Denn die ernsthaften Zeitungen würden die Meldung nicht aufnehmen, weil man sie für einen Witz halten würde, und die Witzblätter würden sich weigern, weil der Witz zu alt sei.

Nun will ich keineswegs behaupten, daß ich vom Vorhandensein von Seeschlangen überzeugt bin. Aber ich bin andererseits auch keineswegs überzeugt, daß es sie nicht gibt. Warum soll es denn so ganz und gar ausgeschlossen sein, daß eine seltene Gattung von Tiefseegeschöpfen lebt, auf die die mancherlei überlieferten Beschreibungen der Seeschlange zutreffen? Kennen wir denn alle Tierarten, die in Wasser und Luft vorkommen? Noch ist es gar nicht so lange her, daß das Zwergnilpferd, das vorher als eine Sagengestalt gegolten hatte, von Schomburgk tief im unbekannten Innern Afrikas leibhaftig festgestellt, eingefangen und bei Hagenbeck eingeliefert worden ist. Der alte Hagenbeck hatte übrigens ein merkwürdig triebsicheres Ahnungsvermögen für Tierarten, die es noch zu entdecken galt. Er hat es für keineswegs unwahrscheinlich erklärt, daß noch einmal eine Art Seeschlange entdeckt werden würde.

Ich hoffe, trotz der sommerlichen Hitze nicht mißverstanden zu werden: ich sage hier gar nichts für oder gegen die Daseinswahrscheinlichkeit der Seeschlange vom zoologischen Standpunkte aus, sondern mich beunruhigt die Geschichte nur von der journalistischen Seite her. Was soll geschehen, wenn jetzt einer mit einer Momentaufnahme oder gar einem Spirituspräparat einer leibhaftigen Seeschlange in Deutschland ankommt?

Beim Leser ergibt sich sofort zwangsläufig die Gedankenverbindung: Seeschlange und Sauregurkenzeit. An die Seeschlange glaubt er unter keinen Umständen, aber an die Sauregurkenzeit glaubt er. Warum das?

Die Seeschlange hat noch keiner gesehen? Nun, manche seebefahrenen Männer behaupten, sie gesehen zu haben. Immerhin sei zugegeben: der Nachweis fehlt.

Aber hat denn schon einmal jemand die Sauregurkenzeit gesehen, das heißt erlebt?

Wir, die heute lebenden Menschen haben immer nur davon erzählen hören. Aber der Nachweis, daß die Sauregurkenzeit mehr sei als eine Sage, der Nachweis fehlt. Ich persönlich neige sogar zu der Ansicht, daß es sich hier um eine Art von Fabel über ein verlorenes goldenes Zeitalter handelt, erfunden von früheren Geschlechtern von Zeitungsleuten, die in der bekannten Weise die „gute alte Zeit" rosig übermalt haben.

Daß man über die Seeschlange noch Zweifel hegen kann, leuchtet ein; denn das sagenhafte Wassertier könnte sich ja in den Tiefen der weiten, fernen Südsee verbergen. Wo aber soll sich denn die Sauregurkenzeit verstecken? Da wir seit Jahrzehnten keinen Schimmer von ihr wahrgenommen haben, was liegt da näher als der Schluß, daß sie gar nicht existiert?

Damit sind wir wieder um einen Traum ärmer, einen beruhigenden, kühlenden Traum. Und wir werden uns bei Professor Freund schleunigst ein Ersatzwunschgebilde nach allen Regeln der Psychoanalyse anmessen lassen müssen, als seelisches Linderungsmittel für die hitzige Hast unseres Berufes. Denn wenn dem journalistischen Nachwuchs erst einmal der Glaube an die Sauregurkenzeit verloren gegangen sein wird . . .

Doch der Leser muß erst wissen, was dieser Glaube im Rahmen des Pressezunftgeheimnisses bedeutet:

Der Name tut nichts zur Sache. Er ist äußerlich angeklebt, wie die Bezeichnung eines gewissen Abstimmungsverfahrens als „Hammelsprung" nichts mit dem Wesen des Parlaments zu tun hat. Ich wüßte auch nicht zu sagen, ob jetzt die Zeit ist, saure Gurken einzumachen oder zu verzehren. Für solche Spezialfragen hat eine ordentliche Schriftleitung ihre fachmännischen und fachweiblichen Mitarbeiter. Wie es also auch zusammenhängen mag: die saure Gurke ist das Sinnbild geworden für die Zeit der sommerlichen Wärme, in der die Parlamente in Ferien, die Minister in Urlaub, die Zeitungsleser ins Bad oder in die Sommerfrische gegangen sind. Jetzt müßte eigentlich Pause in der kleinen und der großen Politik sein. Jetzt sollte „stille Saison" auf dem Markt der Neuigkeiten herrschen. Jetzt, wo weit und breit „nichts los" sein sollte, jetzt könnte man eine Zeitung so wundervoll interessant machen. Jetzt könnte man den Leitartikel über den Aorist im Griechischen handeln lassen oder über dieBedeutung der Siebenerzahl in der babylonischen Astrologie, oder über ähnliche besinnliche Dinge, in die uns jetzt der Gang der Weltgeschichte immer störend hineinpoltert.

Im normalen Verlauf kommandiert nämlich der Nachrichtenstoff als oberster Befehlshaber die Zeitungsarbeit. Tatsachen wollen mitgeteilt sein, Ereignisse heischen Erklärung. Die Schriftleitung ist kein Dichterstübchen. Nicht das, wovon ich träumen möchte, sondern was der harte, laute Tag bringt und fordert, das füllt den Raum des Blattes, die Zeit seiner Mitarbeiter. Aber dann wird einmal — so raunt eine alte, zäh festgehaltene Sage — eine sommerliche Zeit kommen, da wird das Weltgetriebe schweigen, da darfst Du unbeschwert von Tagesforderungen dichten.

Das ist der Traum von der Saurengurkenzeit. Und diesem Traum zuliebe liegen in den Schubladen aller Schriftleiter gut aufbewahrt gar dicke Manuskripte mit nachdenklichen und besinnlichen Sachen, die nicht so recht in das Tagesgetriebe und seine Anforderungen passen, die man jedoch beiseite gelegt hat in der stillen Hoffnung auf jene Zeit, in der die Weltgeschichte Ferien macht, die große Politik in Urlaub geht und ganz und gar nichts los ist in der Welt.

Es ist also nicht so, wie der mehr oder minder geneigte Leser glaubt, daß für solche Fälle und solche Lagen die Zeitungen mühsam den Stoff zusammenkratzen müßten, und daß aus solchem Bemühen die Sagenfigur der Seeschlange geboren worden sei. Zwar deutet das Gustav Freytag in den „Journalisten" an. Es stimmt aber so wenig mit der journalistischen Wirklichkeit, wie die liebreizende Verlegerin, die sich in seinem Lustspiel als gütige Fee der geplagten Zeitungsleute entpuppt. Man glaube ihm seine Art von Seeschlange so wenig wie seine Art von Verlegerin.

Der Zustand des Stoffmangels ist für eine Zeitung von heute überhaupt undenkbar. Die Schriftleitung lebt geradezu unter einem Wasserfall von Neuigkeiten. Das Eindämmen und die Auswahl ist die Hauptarbeit. Durch das Toben und Strudeln singt leise tröstend die Sage von der kommenden „stillen" Zeit, wo Nachrichtenstille eintreten würde und wo man sich gemütvoll würde ergehen können.

Was aber geschieht in Wirklichkeit stets dann, wenn die Sauregurkenzeit kalendarisch angesagt ist? Seit Benedetti den alten König Wilhelm auf der Kurpromenade in Ems angehalten hat, ist noch jeden Sommer die Weltgeschichte in die Urlaubszeiten hineingeplatzt. Begegnungen, Bündnisse, Kriegsspannungen, Kriegsausbrüche, Revolutionen, Inflationen . . . „Ja, früher war das ganz anders," hört man alte Leute vom Fach sagen. Aber sie selber haben es nicht erlebt, daß es anders war. Sie haben es nur von anderen wiedererzählen hören.

Es klingt ja auch fast zu schön, um wahr zu sein: daß einmal eine Zeitlang nichts Aufregendes passiert, weder in der Politik noch in den anderen Sparten, keine Unglücksfälle riesenhaften Umfangs, keine Verbrechen von grauenhafter Unverständlichkeit, keine Wassersnöte, Feuersbrünste. Bei der tausendzüngigen Fama! Das muß eine fast überirdisch schöne Zeit sein, in der so wenig „los" ist, daß die Zeitungen Stoffmangel empfinden.

Ach, es ist ein Märchen, ein ganz unwahrscheinliches dazu. Aber es klingt so kühlend und beruhigend. Laßt den Menschen denn das tröstliche Märchen von der Saurengurkenzeit, selbst auf die Gefahr hin, daß dann die Seeschlange, wenn es sie geben sollte, niemals entdeckt werden wird. Wir Eingeweihten jedenfalls, die wir es besser wissen, wir stehen mutig zu der Erkenntnis, daß das Vorkommen der Saurengurkenzeit etwas noch viel Unwahrscheinlicheres ist als das Vorkommen der Seeschlange.

Heidjer.

Drei Anekdoten.

Von Franz Wernecke.

Als der Maler Frido Witte am späten Nachmittag eines Sommertages, da die Farben warm und tief sind vom Gold der sinkenden Sonne und die Schatten lang und durchblaut, einen alten Ziehbrunnen malte, der abseits vom Hofe lag und ihn reizte, weil der lange Zugbalken gebrochen und mit einem über die Bruchstelle gelegten zweiten Balken und einer um beide gewundenen Eisenkette notdürftig ausgebessert war, kam der Bauer hastig heran, von weitem schon mit dem Stock winkend und drohend.

Es war ein alter schlampiger Kerl, bekannt wegen seines Geizes und seiner Unordentlichkeit, die beide den Brunnen zu einem so prächtigen Motiv hatten verfallen lassen.

Der Bauer stellte sich hinter den Maler, warf einen Blick auf das Bild und sagte barsch: „Ick will dat nich hebben!" Und auf das verwunderte „Warum" knurrte er grimmig: „Dat ward utnützt!" Als Witte sich mit einem: „Wieso?" nicht zufrieden gab und glaubte, der Mann wollte Geld aus ihm herausschlagen, eine Art Gewinnbeteilgunig etwa, sagte jener: „Ick heff de Bewiesen inne Hann!" und humpelte eiligst zum Haus zurück.

Er kam bald mit einem Hund von bedrohlicher Kreuzung wieder, in der Hand eine Postkarte. Die reichte er ohne Worte dem Maler hin. Der nahm sie, erkannte die Vervielfältigung einer eigenen Radierung, die eine windschiefe, höchst malerische Strohdachscheune desselben Bauern darstellte. Während er fragend aufblickte und sich die Freude über das schöne Motiv und die geglückte Ausführung in ihm wieder belebte, wurde ihm seine Vermutung zur Gewißheit, daß der Bauer einen Anteil an dem Verdienst herausschlagen wollte. Er schickte sich gerade zu einer Erklärung an, wie wenig dem Künstler selber seine Arbeit eintrüge, als die schwielige Faust des anderen auf die Karte wies: „Dor steiht dat. Dat will ick nich hebben!" Witte neigte sich herab auf den Text, der solches Ärgernis gegeben hatte, daß der Empfänger mit Knüppel und Hund gegen die Kunst zu Felde zog, und las folgendes:

„Deine Gebäuden sind so verfallen, daß sogar die Mahlers ihnen abfotografieren."

Witte hütete sich zu lachen, da er seine Landsleute kannte.

„Dat ward utnützt!" wiederholte der Bauer und pfiff seinem Hund.

„Du hest recht," sagte der Maler und packte sein Gerät zusammen.

*

Der Steinbröker Bellermann zog in den achtziger Jahren mit zwei Leuten durch die Heidedörfer und besserte die Straßen aus, übernahm auch ganze Neupflasterungen, wenn eine Gemeinde Geld und Kopfsteine genug gesammelt hatte. An einem Sonnabend vormittag arbeitete er mit seinen Gesellen vor dem Pfarrhaus in Schneverdingen. Ping-pung-pang klang in regelmäßigem Rhythmus das Klopfen der Eisenrammer auf die Steine.

Nachdem sie so eine Stunde lang Musik gemacht hatten, kam die kleine rundliche Frau Pfarrer aus der Tür herausgeschossen, lief hastig durch den Garten an die Straße und sagte mit beschwörend erhobenen Händen: „Um Gotteswillen, das ist ja fürchterlich! Mein Pastor kann das nicht hören!"

„Dat kann he nich hörn?" sagte Bellermann, „denn is he doof."

*

Einem achtzigjährigen Heidjer, der mit seinem dreiundachtzigjährigen Bruder zusammen auf dem Altenteil gesessen hatte, wollte der zähe Körper nicht länger dienstbar sein. Seit Wochen lag er still in seinem Alkoven, von dem Bruder schweigend und mit einem verborgenen Unwillen bedient. Als die erste winterliche Kälte einfiel, sahen beide mit hellsichtigen Augen den Gevatter Tod über den Schnee heranstapfen. Der Dreiundachtzigjährige blieb neben dem Bett des Bruders sitzen, und als die Tür plötzlich aufging und ein kalter Wind durchs Haus zog, sagte er zu dem Sterbenden: „Du hars mi den Vörtritt laten schullt. Ick bün de Oellst!"

Worauf jener mit letztem Aufflackern nickte: „Wull ick ook. Du schuß mi doar boben een Stohl reservieren. Ober bi sowat hast Du immer anner Lüd vör Di springen laten."

Sprach's und starb.

Erpresser und Opfer.

Der arbeitslose Chauffeur Ferdinand Hanke versuchte dieser Tage, den Preßburger Juwelier Sigismund Redlinger, der für einen der reichsten Männer der Stadt gilt, zu erpressen. Hanke schrieb dem Juwelier einen Brief, in dem er ihn auffordert, dem Boten des „Klubs der Selbstmörder in der Slowakei" an einem bestimmten Ort 3700 Kronen auszuhändigen, andernfalls man ihm ans Leben wolle. Auch eine Benachrichtigung der Polizei würde ihn nicht retten. Der Juwelier ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern ging mit dem Brief zur Polizei, die ihm riet, dem Erpresser auf einem Geschäftsbogen die Mitteilung zu machen, daß dem Boten infolge der allgemeinen Geldknappheit nur 500 Kronen ausgehändigt werden könnten. Redlinger befolgte den Rat, und der Erpresser wurde verhaftet.

In diesem Falle mußte also der Erpresser daran glauben. Oft genug aber kommt es vor, daß das auserkorene Opfer durch den Erpresser in den Tod getrieben wird, wie es bei einem angesehenen Industriellen infolge tragischer Umstände der Fall war. Bevor der Betreffende — nennen wir ihn Herrn X. — seine angesehene Position einnahm, war er ein Hungerleider, der sich mit Selbstmordabsichten trug. Eines Tages erhielt er einen Brief, in dem ihm eine namhafte Geldsumme, die für ihn notariell sichergestellt werden sollte, angeboten wurde, falls er für einen anderen ins Zuchthaus ginge. Er nahm das Angebot an, der Tausch glückte, und als Herr X. aus dem Zuchthaus kam, gründete er sich unter falschem Namen eine Existenz, die ihn bald eine gesellschaftlich sehr angesehene Stellung einnehmen ließ und ihm zur Heirat mit der Tochter eines angesehenen Industriellen verhalf.

Unglücklicherweise erkannte ihn eines Tages ein Zuchthäusler, und nun begann eine Erpressungsaffäre mit tragischem Ausgang. Herr X. sah sich infolge der fortgesetzten Drohungen mit Bekanntgabe seiner Zuchthauszeit und der immer größer werdenden Geldforderungen des Erpressers gezwungen, seinen hiesigen Haushalt aufzulösen und nach Uebersee zu flüchten. Aber auch dorthin folgte ihm der Erpresser, und Herr X. sah keinen anderen Ausweg als den Freitod.

In Amerika werden sehr oft Männer durch Frauen zum Selbstmord getrieben, da eine Frau — wie es der Fall Chaplin gelehrt hat — einen Mann durch Veröffentlichung von Intimitäten ruinieren kann. Aus dieser Tatsache machen viele Frauen ein Gewerbe, indem sie nur deswegen heiraten, um hinterher den Mann erpressen zu können.

Damit kommen wir auf das Gebiet der Erpressungen, die vom Staatsanwalt kaum gesühnt werden können, da hier eine Form der Erpressung — die indirekte — vorliegt, gegen die es keinen gesetzlichen Schutz gibt. Man kann einen Mensch natürlich sehr leicht erpressen, wenn man Daten kennt, deren Veröffentlichung dem Opfer schweren Schaden zufügen würde. Zweifellos sind die gesetzlichen Schutzmaßnahmen hier noch nicht als ausreichend zu bezeichnen.

Sexuelles Wissen und sexuelle Aufklärung.

Von Dr. **Heinrich Meng** (Stuttgart).

Das Kind ist ein Teil des Elternleibes, verläßt ihn und wächst zu einem selbständigen Wesen heran. Nach Ewald Hering fallen Gedächtnis und Vererbung in einen Begriff zusammen, so daß Kinder Eigenschaften ihrer Vorfahren durch das „Gedächtnis der Materie" übernehmen. Ernst Mach schließt daraus, daß wir durch dieses Wissen verstehen, weshalb z. B. die Amerikaner der Union der englische Sprache beibehielten und auch sonst manche Einrichtungen, die typisch englisch ist. Wessely beobachtete, daß die Pflanzen der südlichen Hemisphäre bei uns dann blühen, wenn in ihrer Heimat Frühling ist, daß sie also eine Art „Gedächtnis" haben müssen.

Wir nehmen auch vom Menschenkinde an, daß es ein Wissen mit auf die Welt bringt vom Zeugen, Befruchtetwerden, Gebären und Geborenwerden. Biologisch zweckmäßig wird eine solche „Aufklärung" sein, bei der eine Klärung erfolgt in den im Kinde dumpf aufsteigenden Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen und bei der die Triebrerziehung nach vernünftigen Gesichtspunkten die Triebbeherrschung bahnt.

Der Mensch hat schon sehr früh die Fähigkeit, den Gesichtsausdruck anderer Wesen zu „verstehen"; das kleine Kind deutet aus dem Benehmen und dem Ausdruck seiner Mitmenschen deren Gefühle. Ferner ahmt es sehr früh — schon in den ersten Lebensmonaten — das, was es sieht, nach. Bedenken wir, daß das Kind nur ausnahmsweise im Spiegel sich selbst sieht, seine Bewegungen also nicht nach der wahrgenommenen Gleichheit zu kontrollieren vermag. Die Nachahmung kann aber nur geleistet werden, weil es ein bestimmtes Tun, Fühlen und Können bereits in sich trägt. Deshalb müssen wir einer Annahme von Hans Driesch zustimmen: der Mensch hat eine angeborene Fähigkeit, auf Reize in bestimmter Form und von bestimmtem Rhythmus mit Handlungen von derselben Form und demselben Rhythmus zu reagieren.

„Sexuelle Aufklärung" ist daher vorwiegend nicht eine Angelegenheit des Wortes, sondern des gesamten Verhaltens der Umwelt. Biologisch gesehen, kann Vermittlung von intellektuellem Wissen sehr unwichtig oder falsch sein, wenn nicht das gesamte Verhalten des Erziehers, seine eigene „Sexuelle Aufklärung", die von ihm ausgehenden Reize und die von ihm gezeigten Reaktionen den natürlichen Aufklärungsprozeß im Kinde fördern und erleichtern. Freud hat uns Gesichtspunkte vermittelt, dem Kinde die Realitätsanspannung zu erleichtern, darunter auch die Anpassung an seine eigene Geschlechtlichkeit und an die Geschlechtlichkeit der Wesen um ihn herum. Er hat uns gelehrt, daß das Verstehen und Nachahmen des Kindes einem Identifizierungsprozeß entspricht, bei dem durch Aufrichten von Idealen, die der Umwelt entnommen sind, wichtige Anstöße zur Charakterbildung gesetzt werden. Damit ist jeder aufklärenden Erziehung die Aufgabe gegeben, überhaupt sich nicht mit dem Ja oder Nein, sich nicht mit dem Sprechen oder Nichtsprechen zu begnügen. Der Erzieher muß sich vielmehr leiten lassen von der Einsicht und Einfühlung in die Konflikte der Menschwerdung, er muß sein gesamtes Verhalten als Reiz werten, der das Kind zum Verstehen und Nachahmen anregt, und sich für sein gesamtes Verhalten verantwortlich — fühlen.

(Vorabdruck aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden Sonderheft „Sexuelle Aufklärung" der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" entnommen. Mit besonderer Genehmigung des Verlages der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien.)

✦ Aus aller Welt. 

Die „Henker des großen Hauses". Mehrere Tage hindurch nahm die Budapester Polizei in einer sonderbaren „Strafsache" Erhebungen vor: Die Bewohner eines großen Mietshauses zeigten an, daß Unbekannte schon seit Wochen sie durch arge Drohungen in Schreck versetzen. Es wurde ihnen in anonymen Briefen die Vernichtung des Hauses angekündigt, auch fand man schwarze Masken an die Türklinken angeheftet mit dem erklärenden Text, daß der „schwarze Ritter", der seine Rache stillen müsse, bei der Verwüstung des Hauses eine derartige Maske tragen werde. Mehrere Tage lauerten Geheimpolizisten auf die Urheber dieser furchtbaren Botschaften. Aber sowie sich ein Beamter zeigte, blieben die Briefe aus, um wieder durchs große Tor hereinzuflattern und an den Türen kleben zu bleiben, sobald die Luft rein war. Nun setzte die Forschung mit größerem Apparat ein und führte zu einem überraschenden, schier lächerlichen Ergebnis. Der „schwarze Ritter" waren zwei Bürgerschüler im Alter von 12 Jahren, die schluchzend dieses Geständnis ablegten: „Der Sohn des Onkels Szende und noch zwei Jungen haben unsere Ehre mit Füßen getreten: sie behaupteten, wir haben ihre Glaskugeln gestohlen. Wir konnten unsere Ehre anders nicht wiederherstellen, als indem wir den Onkel Szende baten, er soll seinen Sohn verprügeln. Onkel Szende verprügelte aber seinen Sohn nicht. Aus Rache richteten wir an ihn den Drohbrief. Auf das Schreiben begannen sich die Leute zu fürchten, manche legten Kettenschlösser an die Tür, andere schafften sich Hunde an. Als wir die Angst sahen, stieg uns der Mut, so daß wir immer frecher wurden mit unseren Drohungen." Die Polizisten übergaben die beiden „schwarzen Ritter" vorläufig ihren Eltern mit der mündlichen Aufforderung, ihnen die Behandlung anzumessen, die sie so gern an ihren Kameraden vorgenommen wissen wollten.

Motorrad-Kletterfahrt. In der Nähe seiner Vaterstadt Folkestone hat kürzlich der englische Motorradfahrer J. Cunningham mit seiner Maschine den 85 Meter hohen Zuckerhuthügel erklettert. Der Abhang ist mit Gras bedeckt und hat eine Steigerung von 1 : 1½. Cunningham erzielte dabei eine Höchstgeschwindigkeit von 44,8 Kilometer per Stunde. Bei der Abfahrt mußten 6 Männer das Motorrad an einem Seil festgebunden herablassen. Der Sportsmann machte dann nochmals 2 Fahrten den Hügel hinauf. Es gelang ihm aber nicht, den zuerst erzielten Rekord zu drücken. Cunningham will demnächst an anderer Stelle eine noch waghalsigere Kletterfahrt unternehmen.

✦ Fröhliche Ecke. 

„Denke dir, liebe Mutter, gestern auf unserer Pfingsttour, hat mein Doktor zum erstenmal „du" zu mir gesagt!" — „Und was hat er denn da gesagt, Kind?" — „Wieviel kriegst du denn eigentlich mit, Frida?"

*

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

*

Das Abendkleid. „Ich möchte gern das entzückende rosa Kleid im Schaufenster haben," sagte die Dame. „Tut mir leid, Miß," erwidert der Verkäufer, „das kann ich Ihnen nicht geben, das ist der Lampenschirm."

*

Frau zu ihrem Mann: „Lieber Karl, heute mußt du dich zum Frühstück mit einem Kuß begnügen. Johanna hat nämlich den ganzen Kaffee verschüttet." „Na ja, dann laß Johanna mal kommen!"

*

Ballgespräch. „Sie sind so blaß heute abend, gnädiges Fräulein." — „Könnten Sie mir da nicht etwas sagen, was mich erröten macht?"

*

„Wann wirst Du denn nach Hause kommen, liebe Else?" — „Wann es mir Spaß macht." — „Na schön, meine Liebe, aber keinesfalls später."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra**, Poznań.